

§. 5.

Vierzehntes Jahrhundert.

Die fröhliche sangreiche Zeit verlor sich allmählich in Deutschland. Schon das lange Zwischenreich und die vielen Kämpfe Rudolfs mit seinen Gegnern hatten das ruhige genussvolle Leben erschüttert. Die darauf folgenden Ereignisse, die Uneinigkeit im deutschen Reich und in der Kirche, die wiederholten päpstlichen Bannbulen gegen Ludwig den Bayern brachten noch mehr Ernst und Trauer in alle Lebensverhältnisse. Deutschland stand unter dem Interdikt, die Geistlichkeit stritt teils für den Kaiser, teils für den Papst. In Rohheit und Sittenlosigkeit schien ein Stand den andern übertreffen zu wollen. Im Süden bildeten sich Bündnisse unter dem Adel gegen die wachsende Macht der Städte, und diese vereinigten sich wiederum gegen die Bedrückung und Anmassung des Adels. Die Poesie, die sich vorher einer so allgemeinen Pflege und Teilnahme zu erfreuen hatte, ward nur meist noch zunftartig geübt, von Handwerkern in den Städten und dem armen fahrenden Volke. Der Adel und die Fürsten bedurften ihrer nur höchstens zum Lobe und zur Verherrlichung ihrer Taten und ihres Namens. Turniere und Jagden, Fehden und Wegelagern waren ihnen viel edlere Beschäftigungen. Im Norden Deutschlands aber, wo die Hansa alle übrigen Interessen verschlang, zeigen sich nicht einmal Spuren von Meistersänger-Schulen oder sonst gemeinschaftlicher Übung der Poesie.

Trauriger aber und wirklich schrecklich wurde der Zustand Deutschlands um die Mitte des XIV. Jahrhunderts. Die vielfachen Regengüsse und Überschwemmungen seit 1345 hatten an vielen Orten Misswuchs herbei geführt. Es folgte Teuerung und Hungersnot, und im Jahre 1348 gesellte sich zu diesem Leiden die morgenländische Pest, welche sich vom Süden Deutschlands bis in den Norden erstreckte und die volkreichen Städte und Gegenden menschenleer machte. Um dieselbe Zeit zogen Scharen von Laien umher als Büssende, geisselten sich, sangen geistliche Lieder, hörten unter sich Beichten ab und absolvierten sich wechselseitig. Überall fanden diese Büssenden, die unter dem Namen der Geissler oder Flagellanten in der Kirchengeschichte als eine besondere Sekte aufgeführt werden, freundliche Aufnahme, wo sie sich keine Ausschweifungen zu Schulden kommen liessen. Die allgemeine ernste, oft fromme Stimmung der Gemüter begünstigte ihre Verbreitung, und der Gebrauch deutscher religiöser Lieder erwarb ihnen Anhänger und Freunde unter dem Volke. Ob das letztere nun auch die Geistlichkeit bewog, Lieder in der Landessprache zu religiösem Gebrauch für das Volk zu dichten? Durchaus nicht. Kein Geistlicher dachte daran, den Ketzern entgegen rechtgläubige Lieder, wie es einst Berthold wünschte, zu verfassen. Übrigens hörten die Verketterungs-Umtriebe der Geistlichen auch bald von selbst auf. Wie viel hätte jetzt bei der wach gewordenen religiösen Stimmung des Volkes die Geistlichkeit leisten können, wenn sie sich eines so sehr vernachlässigten Teil des Gottesdienstes, des Kirchengesanges angenommen hätte! Was würden sie nicht für den deutschen Kirchengesang vermocht haben, die durch ihre deutschen Predigten und Erbauungsschriften so ungemein viel wirkten! Männer wie Meister Eckard, Johannes Tauler, Heinrich Suso, Nicolaus von Strassburg, Nicolaus von Basel, Rudolf Meerschwein u.a. Aber die hellste Einsicht von den Mängeln und Gebrechen der Kirche schien auch hier an dem Herkömmlichen zu scheitern. Man predigte deutsch, man sang auch fortwährend lateinisch, und die Vulgata und die römische Liturgie blieben in ihren verjährten von der Kirche geheiligten Vorrechten trotz aller Nachteile, den die religiöse Belehrung und Erziehung des Volks dabei nehmen musste. Obschon in Bayern irgendwo laut einer Urkunde vom Jahre 1323 beim Gottesdienst deutsch (?) gesungen wurde, blieb doch ein so einzelnes Beispiel ohne Nachahmung. Auch stand von der Geistlichkeit im Allgemeinen nicht zu viel zu erwarten, da sie bei dem grossen Elend und Jammer doch sich zu sichern und ihren weltlichen Sinn zu befriedigen wussten. Wie im XIII. Jahrhundert so sangen auch noch jetzt im XIV. Geistliche oft lieber weltliche Lieder als die Tageszeiten. Sehr charakteristisch ist die Stelle, welche Docen aus dem Buch der Natur 1349 mitteilt: Sie singen ihre Tageszeiten nicht. Wollte Gott, dass sie sie sprächen mit Andacht und nicht weltlicher Lieder sängen! So aber singt der eine den Frauenlob, der andere den Marner, der dritte den starken Poppo. Der Poppen ist soviel geworden, dass sie der Gotteshäuser Gut und Ehre verpoppeln.

Zunächst begegnen wir wieder dem alten Pfingstlied: «Nun bitten wir den heiligen Geist». In dem Spiel von der heiligen Dorothea, geschrieben 1340, kommt es gleich zu Anfang vor: «Nun singen wir alle diesen leis, nun bitten wir den heiligen Geist etc. et cantat omnis populus». So auch in dem Spiel von der Himmelfahrt Mariae, ebenfalls aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, geschrieben 1391. In demselben Stück singen die Heiden noch zwei andere Lieder, die wahrscheinlich ursprünglich deutsche sind, denn die Heiden werden von Laien dargestellt und diese singen immer nur deutsche Lieder. In einem Spiel von der Auferstehung Christi bei Mone, geschrieben 1391, kommt am Schluss also vor: «und singet alle gleich: Christ ist entstanden von Himmelreich etc.».

Dennoch erhielten sich unter dem Volk durch Überlieferung gewiss manche geistliche Lieder, die bei der häuslichen und kirchlichen Andacht gesungen wurden. In Jeroschins Chronik des deutschen Ordens heisst es: «die leigin ir leise, sungen die wegereise».(*Nicolaus von Jeroschin*,

Kapellan des Hochmeisters Dieterich von Aldenburg, 1335-1341, schrieb in einer Reimchronik des deutschen Ordens in Preussen nach dem Peter von Dusburg. Sie ward begonnen 1335 und ist über 26,000 Verse stark). Und Hermann von Fritzlar in dem Leben der Heiligen, 1343-1349, erzählt: Von des heiligen Nicolaus Zeichen will ich nicht mehr sagen, denn es sind die Wände damit voll gemalt, und die Blinden singen davon auf der Strasse.

Selbst das Wort Leise, was um diese Zeit sogar in den nördlichsten Gegenden Deutschlands heimisch erscheint, spricht für allgemeine Kenntnis und Verbreitung des deutschen geistlichen Volksgesanges. In den Gesetzen der Friesen, wahrscheinlich erst um die Mitte des XIV. Jahrhunderts niedergeschrieben, heisst es: Sobald ihm der Brief in die Hand kam, da hub Magnus einen Leisen an und sang: «Christus unsere Gnade, Kyrioleys».

Noch immer ward auch gesungen: «Christ ist erstanden». In Konrads Osterlied enthält die fünfte Strophe den Anfang also «nun singet: Christus ist erstanden, wohl heute von des Todes Banden».

Von neuen geistlichen Liedern, woran das XIV. Jahrhundert vielleicht reicher war, als die beiden vorhergehenden, sind nur einige in den Mund des Volkes übergegangen. Und nur eins und das andere hat sich als Kirchenlied die spätere Zeit hindurch erhalten. Das merkwürdigste derselben ist das bekannte, «Du Lenze gut» etc.

David Gregorius Corner, Abt des Benediktinerstifts Göttweig, teilte Text und Melodie mit in seinem Gesangbuch von 1631, und fügte die Nachricht hinzu, dass Konrad von Queinfurt, Pfarrer zu Steinkirch am Queiss, diesen alten Ostergesang verfasst habe und 1382 zu Löwenberg gestorben und daselbst in der Kapelle des Franziskanerklosters begraben sei (*«Ein altes Ostergesang, der Lenz oder Frühling genannt, welchen Herr Conrad von Queinfurt, Pfarrer zu Stein-Kirchen in Schlesien Anno 1283 gemacht»*, wo die Jahreszahl doch nur ein Druckfehler ist). Schon lange vor David Gregorius Corner, der übrigens ein geborener Schlesier war, wurde es hier unter dem Volk gesungen. (*Es findet sich, wenig verschieden von dem Texte, in zwei Handschriften der Königlichen- und Universitäts-Bibliothek zu Breslau. Die letztere enthält noch mehrere lateinische und deutsche Lieder mit Musik, die früher im Jungfrauen-Stift zu Liegnitz gesungen und gegen Ende des XV. Jahrhunderts gesammelt wurden. Die andere Handschrift ist grösstenteils 1478 geschrieben, und unser Lied dürfte wohl nicht später aufgezeichnet sein*). Valentin Triller nahm es schon 1559 in sein Singbuch auf, jedoch hat er den Text gänzlich umgearbeitet und vielleicht nur die Melodie treu beibehalten. (*Valentin Trille, geboren zu Gurau, war von 1559 bis 1573 Pfarrer zu Panthenau, und ward wahrscheinlich im Jahre 1573 nebst anderen Anhängern der Schwenkfeldschen Lehren aus Schlesien vertrieben. Sein Gesangbuch ist das zweite, was in Schlesien erschien. Es führt den Titel: «Ein Christlich Singebuch, für Layen und Gelehrten, Kinder und Alten, daheim und in Kirchen zu singen, etc.»*) Ich habe mich bemüht, von Löwenberg aus über Conrads Leichenstein Kunde zu erhalten. Ein achtbarer Gelehrter, der früher lange dort lebte, schreibt mir aber: «Es gibt in Löwenberg nur eine geschriebene Chronik von Pätzold, die in der evangelischen Schulbibliothek bewahrt wird. Diese erwähnt nichts vom Tode und Begräbnis des David Gregorius Corner, als ehemaligen Pfarrer zu Steinkirchen. In der St. Francisci Kapelle des dortigen Klosters. Die Kirche selbst neben ihren beiden Kapellen sind dem dritten Bataillon des 6ten Landwehr-Regiments zum Arsenal eingeräumt. Daher wurde der feuchte Fussboden ausgeschüttet und mit Quadern belegt. Drei Denkmäler wurden abgebrochen und an der Kirchhofsmauer und an der dortigen Kirchenmauer von aussen aufgestellt und befestigt. Die Kirche selbst wurde mit Kalk übertüncht, und alles Klösterliche verwischt und vertilgt, so dass nichts Lesbares mehr aufzufinden ist.» Schon zur Zeit des 30jährigen Krieges hatte die Kirche viel gelitten. Wir müssen uns also wohl für immer mit Corners Nachricht begnügen.

Wie sich der Meistergesang mit seiner breiten künstlichen Form in dem Lied: Du Lenze gut, zeigt, so machte er sich auch seit Mitte des XIV. Jahrhunderts in der geistlichen Dichtung bald überall geltend. Mit der neuen Art zu dichten, mit diesem zünftigen, bürgerlichen Meistergesang erfolgte auch ein Umschwung in der Tonkunst. Die künstlichen Formen des Liedes, wie sie in den Meistersinger-Schulen erfunden und angewendet wurden, brauchten jedoch lange Zeit, bis sie eine gewisse Volkstümlichkeit erlangten. Erst im XV. Jahrhundert waren sie ins Volk gedrungen und bestanden nun neben den einfachen kurzstrophigen Leisen, die sich aus alter Zeit erhalten hatten.

Schwerlich hat ein einziges Lied von so künstlichem Bau und so langer Ausdehnung, wie das Osterlied: Du Lenze gut, so allgemeine Verbreitung gefunden.

In diese Zeit gehört auch eine Tageweise. So beliebt die Tageweisen waren, so ist doch diese geistliche, obschon gleichzeitig mit jenem Lied Konrads, gewiss schwerlich volkstümlich geworden. In 36 Strophen wird die Geschichte der heiligen Familie besungen, von der Geburt Christi bis zur Flucht nach Ägypten (*Heidelberger Handschrift von 1382*).

Marîen wart ein bot gesant
von himelrîch in kurzer stunt.
her Gabriêl was er genant,
er grûzte sie ûz reinem munt:
ave Maria kûnegîn,
von got soltû gegrûezet sîn!
daz was ein sæliclîcher vunt.

Auch eine andere Tageweise hat sich wohl keiner langen Lebensdauer zu erfreuen gehabt, obschon die Limburger Chronik ihrer ausdrücklich gedenkt. Sie ist noch viel künstlicher gebaut als die vorige und als Volkslied viel zu lang, Eine einzige Strophe mag genügen, es sind solcher fünf.

O starker got, al unser nôt
bevilhe ich, hêrre, in dîn gebot:
lâz uns den tac mit gnâden überschînen!
Dîn namen drî die sîn uns bî,
hêrre, in allen noeten wô wir sî,
des kriuzes kreiz stê uns vor allen pînen.
Daz swert, dâ her Symeon von sprach,
daz Marien durch ir reinz herze stach,
dô siu ansach
daz Christus stunt versêret,
daz stê noch hiute in mînre hant
zu schirm für houphftiger sunden bant.
gar ungeschant
mîn lîp sîe, war ich kêre.
Maria, wûnschelgerte
des stammes von Jesse,
Theophilum ernerte
dîn juncfrowelîch êre:
trit har für unser schulde,
hilf uns in gotes hulde,
o mater gratie!

Solche volkstümliche geistliche Lieder wurden wohl selten aufgezeichnet, sie lebten im Munde des Volkes fort und wurden bei allerlei Anlässen, an hohen Festen, zur Fastenzeit und an beliebten Heiligen-Tagen gesungen. Im XIV. Jahrhundert mochten sie auch dann wohl mit weltlichen Liedern vermischt oder gar von ihnen verdrängt worden sein. So nur erklärt sich ein polizeiliches Verbot des Singens aus dieser Zeit. «Freitags vor Invocavit 1389 ward den Bauern, Ackerknechten und Dienstmägden das zu Weihnachten und Fastnachten gewöhnliche Singen in den Häusern verboten».

Das XIV. Jahrhundert war bei allen traurigen Erscheinungen im kirchlichen und politischen Leben für die Entwicklung des deutschen Kirchenliedes bedeutend genug. Zu dem in diesem Jahrhundert ermittelten Liederbestand gehören nämlich noch die vielen Übersetzungen lateinischer Hymnen und die Lieder der Mystiker und Geissler.